

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 27

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD



9. Fortsetzung

Nichts anderes, als was du getan hast. Du hast keine Schuld. Diese Katastrophe war nicht aufzuhalten. Sie ist die letzte Konsequenz eines Problems, das andern Ortes gelöst werden sollte. Man vergisst in der Rückwandererfrage, dass man des Schwimmens Unkundige nicht einfach ins Wasser werfen darf.»

«Wann erschoss sich Gérard?» fragte Ullmann unvermittelt.

«Am Sonnabend.»

«Also vor fünf Tagen. Weissst Du den Namen der Pension?»

«Bellavista. Jetzt fängst du endlich an, vernünftig zu denken.»

Ullmann wartete lange am Telephon. Er hörte das gleichmässige Rufen in der Leitung. Es schien ihm, als erreiche der Ruf ein leeres, ausgestorbenes Haus. Endlich meldete sich eine mürrische, verschlafene Stimme. Nein, Frau Gérard war nicht mehr da. Abgereist nach der Beerdigung. Nein, man wisse nicht, wohin, sie habe nichts hinterlassen.

Ullmann legte den Hörer gedankenlos auf die Gabel. Plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und weinte.

Honegger stand verlegen dabei. Es ist ein peinlicher Anblick für einen Mann, einen anderen Mann weinen zu sehen. Aber auch für Männer sind oftmals Tränen gut.

Honegger wusste nicht, was er tun sollte. Schliesslich verliess er leise das Zimmer. Tränen schienen ihm ebenso unantastbar wie Schlaf. Niemand hat die Berechtigung, in diese geheiligten Bezirke des Anderen einzudringen.

Als Georg Ritter zu seiner Frau ins Zimmer trat, um sie wie stets mit einem Kuss auf die Stirn zu begrüssen, bemerkte sie sogleich, dass etwas vorgefallen war.

«Gab es etwas Unangenehmes?», fragte sie besorgt. Er seufzte und faltete die Stirn, wie er es immer tat, wenn ihn etwas intensiv beschäftigte.

«Ja», sagte er. «Gérard hat sich erschossen.»

Frau Helene Ritter kannte die Gérans nur von dem einen Abend her, den sie mit ihnen zusammen im Klub verbracht hatte. Dennoch ging ihr das Schicksal der beiden Flüchtlinge sehr nahe.

«Wie furchtbar allein muss Frau Gérard jetzt sein», war ihr erster Gedanke. «Kann ich irgendwie helfen?», fragte sie dann.

Ritter nahm ihre Hand und legte sie an seine Stirn. «Man weiss gar nicht, wo sie ist», sagte er. «Niemand kann ihr jetzt helfen. Aber was mich quält, ist der Gedanke, ob man es nicht vorher hätte tun können. Wir alle wussten, wie Gérard beschaffen ist. Wir mussten auch wissen, wie schwer er es haben würde. Aber wir liessen uns von seinem stolzen, abweisenden Gebaren abschrecken.»

«Ach», fuhr er, sich selbst anklagend, fort und presste sein Gesicht in ihre kühle Hand. «Wir Menschen wälzen in unseren abnormen Gehirnen grosse Probleme und glauben, nach den Sternen zu greifen. Wir versäumen dabei aber, die Not unseres Nächsten zu sehen und lindern zu helfen.»

Frau Helene dachte an Sybil. Wie fremd, stolz und schön sie ihr erschienen war, als sie die junge Frau das erste Mal gesehen hatte. Auch ein wenig Neid hatte sie erfasst, weil ihr die Andere so sicher und beherrscht, so gewandt in der Unterhaltung erschienen war. Nun stellte sie sich Sybil allein und verzweifelt vor, das brachte sie ihr nahe. Jetzt war sie nur noch eine Schwester, der man helfen musste.

«Wenn du sie finden solltest, ich will alles tun, was in meinen Kräften steht», sagte sie fest. Er drückte dankbar ihre Hand.

«Wir werden sie nicht suchen — vorläufig.» —

Schnewlins gingen nach Haus, ohne vorerst zu sprechen. Beide waren in Gedanken mit den Gérans beschäftigt. Schnewlin hatte seine Schmerzen vergessen, er überlegte wieder und wieder, wie man helfen könne. Frau Schnewlin machte sich bittere Vorwürfe, dass sie Sybil nicht gefragt hatte, wann sie die Koffer holen komme, oder wo sie wohne.

Als sie vor ihrer Wohnungstür anlangten und Schnewlin nach dem Schlüsselbund zu suchen begann, öffnete sich die Tür der Nachbarin.

«Eine blonde junge Dame war hier», berichtete sie. «Sie hat lange gewartet und ist dann gegangen. Sie hat nichts hinterlassen wollen.»

«Wann?», fragten Schnewlins wie aus einem Munde.

«Sie kann noch nicht weit sein», meinte die Frau. «Sie ist höchstens zehn Minuten weg.»

Frau Schnewlin hätte ihren Mann gar nicht so anzusehen brauchen. Er sprang von selbst wie ein Wiesel auf seinen müden Füssen die Treppen hinab.

Vielleicht ging sie in der Strasse auf und ab, ja sicher, so war es! Er musste sie in der Nähe finden! So lief er nicht nur die Strasse, in der sie wohnte, sondern auch alle Nebenstrassen hinauf. Einmal glaubte er, sie sei um eine Ecke gebogen, er habe sie ganz deutlich gesehen. Aber als er sie einholte, war es ein fremdes Mädchen, das ihn empört anblickte.

Plötzlich fiel ihm ein, sie wäre inzwischen heimgekommen und sässe bereits bei seiner Frau drinnen.

Er stürzte die Treppen hinauf und trat hastig in ihr gemeinsames Zimmer.

«Ist sie da?», fragte er atemlos.

Aber Frau Schnewlin war ganz allein. Sie sass am Tisch, nähte an einem kleinen Jäckchen und weinte ein wenig.

Er blieb am Tisch stehen und blickte gedankenlos auf sie nieder. Dann sah er das winzige Jäckchen.

«Ein Kinderjäckchen», sagte er.

«Ja», antwortet Frau Schnewlin und weinte ein bisschen mehr.

Er schien endlich zu begreifen. Er hob das winzige Ding mit spitzen Fingern hoch und sah seiner Frau fragend ins Gesicht.

«Ach Hein», schluchzte sie jetzt laut. «Das arme Ding so allein, und wir waren nicht da. Und nun kommt bei den Kindern im Herbst was Kleines, und sie wollten uns doch nicht haben und, und...»

Er tätschelte ungeschickt ihr Haar. Am liebsten hätte er auch geweint.

«Möchtest du mir nicht ein Fussbad machen. Mutter? Jetzt tun mir wirklich die Füsse weh.»

Frau Schnewlin wischte sich schnell die Augen und lief, um das Wasser heiss zu machen. Sie hatte für jemand zu sorgen, und das war gut.

Klaus Künzli, der junge Helfer von der Grenze, war der letzte, der das Unglück der Gérans erfuhr.

Während er auf sein Nachtessen wartete, das die Mutter in der Küche zubereitete, blickte er von Zeit zu Zeit auf die Uhr. Er würde bald wieder aufbrechen müssen, um Flüchtlinge an der Grenze in Empfang zu nehmen.

Er blätterte gedankenlos in einem Stoss Zeitungen, der auf dem Tisch lag. Sein Blick fiel auf die Notiz, die in kargen Worten die Geschichte der Gérans enthielt.

Der Abend in der Gaststube des kleinen Hotels war ihm wieder gegenwärtig. Die Gespräche der Flüchtlinge, Gérard, der Gutsbesitzer und Pferdezüchter aus Ungarn und seine schöne junge Frau.

Gérard war gescheitert, zerbrochen an der Enge der Heimat. Er hatte zu jenen Menschen gehört, die zerbrechen, ehe sie sich biegen.

Klaus Künzli zählte erst 25 Jahre, seine Jugend rebellierte gegen ein solches Geschehen. Was nützte es, wenn man die Menschen an der Grenze freundlich empfing, um sie dann allein ihrem Schicksal zu überlassen? Wieviele gingen so oder anders zugrunde? Er selbst übersah nur einen Bruchteil der Tausende, die ins Land strömten. Sie kamen voller Hoffnungen, voll gläubiger Liebe. Aber was vermochte man Tausenden gegenüber?

Ihn ekelte plötzlich vor seiner Arbeit. «Ich kann nicht essen, Mutter», sagte er, als diese mit dem Tablett erschien.

Das Telephon läutete. Widerwillig nahm Klaus Künzli den Hörer. Er würde nicht

gehen. Er wollte nicht mehr. Er konnte nicht lügen!

Der alte Zöllner sprach diesmal länger als sonst.

«Es sind Frauen mit Kindern. Einige sind ganz am Ende», sagte er. «Und nun sollen sie doch für Wochen ins Quarantänelager.»

Künzli schluckte. «Ich komme!», rief er in den Apparat.

10. Kapitel

Obgleich das Fräulein Martha Johanni von der Rückwandererhilfe nur einen untergeordneten Posten in dieser staatlichen Organisation ausfüllte, der sie selten nach ihrem eigenen Gutdünken handeln liess, stellte sie doch eine der wichtigsten Persönlichkeiten dar. Das lag zur Hauptsache darin begründet, dass sich in ihrem nüchternen, engen Büroraum ein Teil des Besucherverkehrs abspielte.

Die Meinungen darüber, ob Fräulein Johanni für diesen, besondere Fähigkeiten erfordernden Posten, geeignet sei, waren insbesondere unter den Rückwanderern sehr geteilt.

Viele die ängstlich, durch die Situation verstockt oder gedemütigt waren, fanden sie wenig anziehend.

Fräulein Johanni selbst wusste sehr gut um die Antipathien, die man ihr entgegen brachte. Sie litt mehr darunter, als irgend jemand annahm und, was am schlimmsten war, sie fühlte sich durch sie gehemmt.

Da Fräulein Johannis Eltern nicht in der Stadt wohnten, lebte sie allein in einer winzigen, modernen Zweizimmerwohnung in Wollishofen. Diese Wohnung, die sie sich von ihrem Ersparnen nach und nach hatte einrichten können, war ihr ganzer Stolz. Oft bereitete es ihr Mühe, vor oder nach ihrer anstrengenden Tätigkeit die kleine Wohnung sauber zu halten, oder die notwendigen Besorgungen zu erledigen.

Sie hätte jedoch lieber auf ihren Schlaf oder ihr Essen, als auf dieses hübsche, selbstgeschaffene Heim verzichtet. Ihr Heim, der einzige Ort, an dem sie selbst sein durfte, an dem niemand an sie das Ansinnen stellte, den ganzen Tag lächelnd oder mit mitleidiger Miene fremdes Elend und fremdes Schicksal über sich ergehen zu lassen.

Wer nun der Meinung gewesen wäre,



Rendez-vous am Startplatz in Hiltterfingen

Wasser und Sonne sind zwei Begriffe, die auf uns Menschen von jeher eine grosse Anziehungskraft ausgeübt haben und immer wieder locken, sich während den schönen Sommermonaten am See aufzuhalten, um dem einen oder andern Wassersport zu fröhnen. Wenn es noch recht kühl ist, und der See nicht zum Bade lockt, dann sieht man bereits die ersten Segelschiffe über die weite Fläche gleiten, und je mehr der Sommer seinem Höhepunkt entgegengeht, um so zahlreicher werden die kühn durch die Wellen gesteuerten Jachten. Das Segeln gehört zu jenen Sportarten, die zwar nicht übermässige körperliche Anstrengungen verlangen, die aber volle Aufmerksamkeit beanspruchen. Je nach der Windstärke ändert sich die Taktik, und wer die Kunst des Segelns nicht gründlich versteht, kann unliebsame Ueberraschungen erleben. Doch die Fahrt in Luft und Sonne stärkt die Lebensgeister und schafft gesundheitliche Reserven für einen langen Winter, während dem man von den vielfachen Erinnerungen eines schönen Sommersportes zehrt.



Auch die Reinhaltung der Boote gehört zu den Arbeiten der Segelmannschaft

Es fiel ihr schwer, für einen Menschen, der als Bittsteller in ihrem Büro vorsprach, den richtigen Ton zu finden, da sie immerfort daran dachte, dass sie es falsch anpacke und den Besucher unzufrieden entlassen würde. So rettete sie sich in einen sachlichen, höflichen, ausserordentlich geschäftsmässigen Ton, der ihr selbst bald geläufig war, während er den Bittsteller härter traf, als wäre sie unfreundlich gewesen.

EIN SCHÖNER SOMMERSPORT



Beim Auftakeln des Bootes



Theorieunterricht der Segelschule Thunersee. «bonde» im Vordergrund, «Cupido» im Hintergrund

